



MANUELA  
SCHÖRGHOFER

Das Gelübde  
der vergessenen  
TOCHTER

HarperCollins

ROMAN

# 1. Kapitel

*Bayerische Alpen, 10. Dezember 1137*

Ihr Atem formte kleine Wolken in der frischen Winterluft, als sie sich mühsam bergauf schleppte. *Nicht denken, außer an den nächsten Schritt.* Ihre aufgeplatzten Lippen brannten, wo sie der Faustschlag getroffen hatte. Ihr Gewand war verdreckt und eingerissen. Sie ignorierte den scharfen Schmerz in ihrem Unterleib und das Pochen in ihrem Hinterkopf. Dass sie während des Kampfes gestürzt und schmerzhaft auf einem Stein aufgefunden war, hatte ihr vermutlich das Leben gerettet. Sie hatte kurz das Bewusstsein verloren und ihr Blut den felsigen Untergrund dunkel gefärbt. Ihre Angreifer mussten davon überzeugt sein, dass sie tot war.

Es begann zu schneien. Die zarten Flocken deckten ihre Spuren zu. Das war gut. Falls jemand nach ihren sterblichen Überresten suchte, musste er annehmen, dass die Wölfe, deren Lied in der Ferne zu hören war, sich über ihren Körper hergemacht und ihn verschleppt hatten.

Das bittere Lächeln, das ihre Lippen verzog, sandte erneut eine Schmerzwelle durch sie hindurch. Nur weiter, Stück für Stück, einen Fuß vor den anderen setzen.

Sie wusste nicht, wer die Männer gewesen waren, die sie und Julian überfallen hatten. Kurz schloss sie die Augen, als die Erinnerung an Julians Lächeln sie überkam. Es hatte sie von Beginn an in ihren Bann gezogen. Jetzt würde sie es nie wieder sehen.

Tränen stiegen in ihr auf. Sie trat aus dem Wald heraus, einem lichten Gehölz aus dünnen Tannen, das diese Bezeichnung kaum verdiente, und zog den vom Schnee durchnässten Umhang fester um sich. Er schützte sie nicht, weder vor dem Wind, der sie nun mit voller Wucht traf, noch vor der Kälte in ihrem Inneren.

Das Licht, das ohnehin kaum den Weg durch die Wolken fand, wurde immer schwächer. Bald würde sich die Dunkelheit über das Gebirge senken.

Sie biss die Zähne zusammen, als ein Stein unter ihrer Schuhsohle wegrutschte und sie auf die Knie fiel. Den Schmerz der frischen Schürfwunden spürte sie kaum, stemmte sich keuchend hoch und taumelte weiter.

Sie wollte leben – für Julians Kind, das sie wahrscheinlich unter dem Herzen trug. Noch war es zu früh, um ganz sicher zu sein. Aber dieses Kind war der Grund, weshalb sie sich ihrem Vater widersetzt hatte und Julian gefolgt war. Julian, dessen blaue Augen leer in den Winterhimmel gestarrt hatten, nachdem das Messer der Angreifer sein Herz durchbohrt hatte.

Ihre Kehle verengte sich und hielt den Schrei gefangen. Nur ein leises Wimmern war zu hören. Sie strauchelte, griff Halt suchend an die Felswand, fühlte, wie zwei Fingernägel abbrachen. Stöhnend hielt sie inne.

Durch das dichter werdende Schneetreiben konnte sie schemenhaft die Umrisse ihres Ziels erkennen. Sie hoffte, im Kloster Tannhöhe ein Nachtlager zu bekommen. Morgen musste sie überlegen, wohin sie sich wenden konnte. Vielleicht wussten die Frauen im Kloster Rat und würden ihr helfen. Nur ihren Namen und ihre Herkunft durften sie nicht erfahren. Die Ordensschwwestern würden wohl kaum Verständnis für sie aufbringen, sie womöglich direkt zurück zu ihrem Vater schicken.

Mit vor Kälte zitternden Fingern strich sie sich eine der dunkelroten Strähnen hinters Ohr, die sich aus ihrem Zopf gelöst hatte.

Vor ihr spannte sich eine schmale Seilbrücke über die Schlucht, die sie von der Klosterpforte trennte. Die Abtei lag auf einem Plateau und von den Gebäuden lugten nur die Dächer über die Befestigungsanlage aus angespitzten Tannensäulen, die mehr dem Sichtschutz als der Abwehr von Angreifern diente.

Einzig der Kirchturm erhob sich über dem Anwesen. Das Kreuz an dessen Spitze trotzte dem Wind und erweckte den Eindruck, als könne es die vorbei treibenden Wolken aufhalten.

Sie lehnte sich gegen den Pfosten, betrachtete misstrauisch die schwankenden Planken, die mit einer dünnen Schneeschicht überzogen waren. Es half nichts. Wenn sie überleben wollte, dann führte der Weg nur über diese Brücke.

Mit beiden Händen ergriff sie das rechte Seil und setzte tastend die Schuhspitze auf das erste Brett. Es knirschte leise, hielt ihrem Gewicht jedoch stand. Den Blick fest auf das nächste Holz geheftet, setzte sie einen Fuß vor den anderen. Nur nicht nach unten sehen, in dieses dunkle Nichts, das sich durch die tanzenden Schneeflocken erahnen ließ. Die Fasern des Hanfseils stachen in ihre Handflächen. Doch es vermittelte ihr ein tröstliches Gefühl der Sicherheit.

Sie hatte etwa die Hälfte der Brücke hinter sich gebracht, als eine Böe so heftig an ihr zerrte, dass sie das Gleichgewicht verlor. Ihr linker Fuß rutschte zwischen zwei Planken hindurch. Sie stürzte auf die Bretter und ihre Wade wurde eingeklemmt.

Panische Angst schoss durch ihre Glieder und vertrieb für einen Augenblick die Erschöpfung. Sie klammerte sich fest an

das Seil und bot ihre ganze Kraft auf, um sich wieder aufzurichten und sicheren Halt zu finden. Als sie den Fuß durch die Lücke zwischen den Planken zurückzog, löste sich ihr Schuh und sie musste hilflos zusehen, wie er gemeinsam mit den wirbelnden Schneeflocken in der Dunkelheit des Abgrunds verschwand. Hatte sie zuvor geglaubt, ihre Zehen könnten nicht kälter werden, wurde sie eines Besseren belehrt, als sie den nackten Fuß auf das nächste Brett setzte. Sie biss die Zähne zusammen und hob das Kinn an. Sie würde diese Brücke bezwingen!

Langsam überwand sie Planke für Planke. Unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte erreichte sie erschöpft ihr Ziel. Ihren linken Fuß spürte sie nicht mehr, als sie an das Tor klopfte. Sie konnte das Geräusch ihrer Fingerknöchel selbst kaum wahrnehmen – so würde sie niemand hören.

Sie sah sich verzweifelt um und entdeckte wenige Schritte entfernt einen faustgroßen Stein. Sie hob ihn auf und schlug damit gegen das Holz.

Hört mich jemand? Ich brauche Hilfe!« Auch ihre Stimme klang schwach, doch sie hämmerte weiter.

Es dauerte ein wenig, bis sie schlurfende Schritte vernahm. Eine Klappe wurde geöffnet und der Kopf eines alten Mannes, die weiße Kapuze tief ins Gesicht gezogen, erschien in der Öffnung.

»Was willst du?«, brummte er.

»Helft mir, ich bin verletzt.«

Jetzt, am Ziel, verließen sie die Kräfte. Ihre Stimme war nicht mehr als ein Flüstern.

Wir haben wahrlich schon genug Weiber hier«, erwiderte der Alte und schlug die Klappe zu.

Wer auch immer sie überfallen hatte, er hatte gewonnen. Sie würde hier vor der Klosterpforte sterben. Sie hatte den

falschen Weg gewählt und besser versucht, ins nächste Tal zu gelangen, um dort Obdach zu finden. Nun war es zu spät.

In einem letzten Aufbäumen donnerte sie den Stein erneut gegen die Pforte. »Nennt Ihr das Barmherzigkeit?«, stieß sie hervor. »Mein Tod lastet auf Eurer Seele und der Herr wird Euch dafür büßen lassen.«

Ein scharfer Schmerz durchzuckte ihren Bauch. Sie krümmte sich und spürte, wie das Blut warm zwischen ihren Schenkeln hinunterlief. Sie ahnte, dass ihr Kind sie nicht ins Himmelreich begleiten würde.

Das letzte Fünkchen Hoffnung verlor sich im Schneetreiben vor dem geschlossenen Tor. Sie rollte sich zusammen und zog die Beine an. Das Leben blutete aus ihr heraus und sie wusste, ihr Tod würde schnell und schmerzlos kommen. Beinahe dankbar begrüßte sie die Dunkelheit, die sie nun umfing.

\*\*\*

Er wickelte sich eine ihrer hellroten Locken um den Zeigefinger, zog kurz daran und sah fasziniert zu, wie sie sich wieder entrollte. Das halbnackte Mädchen, das sich mit beiden Händen an der Mauer abstützte, zuckte nicht einmal zusammen.

Mit den Fingerkuppen fuhr er beinahe zärtlich über die roten Striemen, die seine Peitsche auf ihrem Rücken hinterlassen hatte. Stellenweise waren sie aufgeplatzt und ein wenig Blut hervorgequollen. Auf ewig würde sie seine Spuren auf der zuvor makellosen Haut tragen.

Jetzt, wo er sein Vergnügen und den oft kaum zu bezähmenden Drang zu Quälen an ihr gestillt hatte, fühlte er sich befreit. Er trat einen Schritt zurück und ließ die Peitsche neben sich ins Stroh fallen. Das Mädchen löste die Hände von der Wand und drehte sich zu ihm um. Die getrockneten Trä-

nenspuren auf ihren Wangen bezeugten den ihr zugefügten Schmerz und die blutigen Streifen auf ihrem Rücken seine Unbeherrschtheit. Wie immer würde auch diesmal nach einer kurzen Phase der Genugtuung die Reue und das Gefühl des Mitleids für das Mädchen einsetzen.

Ihre grauen Augen blitzten ihn zornig an. »Ja mei, so hob i ma unsa Obmachung ned vorgstait. I häd ned dachd, dass Ihr so fest zuschloagn würdet. Hoffentlich seh i Eich nie wieda.«

Sie war stark. Nicht jede Frau hätte es gewagt, so mit ihm zu sprechen. Erst recht nicht, nachdem er so mit ihr umgegangen war. Die breite Aussprache in dem hiesigen Dialekt verriet, dass sie aus einfachen Verhältnissen stammte – wie all seine Gefährtinnen für eine Nacht.

Ja, mit ihr war er fertig. Nächstes Mal würde eine andere Schönheit ihm zu Willen sein.

»Du wirst mich niemals wiedersehen. Deinen Teil des Handels hast du erfüllt«, antwortete er und trat einen weiteren Schritt zurück.

Das Mädchen sah sich um. Wortlos deutete er auf einen Eimer mit kaltem Wasser, der neben dem Feuer stand. Er sah zu, wie sie den Lappen vom Rand nahm, ihn hineintunkte und sich notdürftig das Blut abwischte, soweit sie es am Rücken erreichte.

Wie erwartet stieg Bedauern in ihm auf. Mit einem Knurren nahm er ihr den Lappen aus der Hand und reinigte sie. Er spürte, wie sie sich kurz sträubte, die sanfte Behandlung dann aber zuließ.

Seine Gespielinnen schienen immer jünger zu werden. Diese hier stand gerade mal an der Schwelle zum Erwachsenwerden. Er unterdrückte ein Seufzen. Es wurde zunehmend schwieriger junge Frauen zu finden, die seinen Ansprüchen genügten. Ihr Haar war nicht annähernd so dunkelrot, wie es er bevorzugte.

Das Mädchen streifte sich eine fleckige Cotte und die dunkle Tunika über, die es getragen hatte, als es vor wenigen Stunden den Raum betreten hatte. Sie zischte kurz, als der raue Stoff über ihren verletzten Rücken glitt.

»Wo is des Geld, des Ihr ma vasprochn hobt? I hoff, Ihr hobt no wos draufgelegt.«

Sein Lächeln war beinahe sanft, als er antwortete: »Du wirst viel mehr erhalten, als du dir vorstellen kannst. Geh jetzt. Mein Knecht wartet draußen auf dich und wird dich für deine Dienste reichlich entlohnen.«

\*\*\*

Sie hob flatternd die Lider. Durch die mit Öl getränkten Tierhäute vor den Fensteröffnungen fiel nur wenig Licht herein. Der Schein einer Talglampe leuchtete ihr direkt in die Augen. Leise stöhnend wandte sie den Kopf zur Seite. Ihr Blick fiel auf ein rundes, freundliches Gesicht, übersät mit Sommersprossen, das sich über sie beugte. Die klaren blauen Augen strahlten sie an. Der Engel war ganz in weiß gekleidet und sein Haar von einem weißen Schleier bedeckt.

»Wen haben wir denn da?«, fragte das Wesen.

Ein Engel konnte es nicht sein, der hätte sie doch erkennen müssen. Sie schluckte, öffnete den Mund, doch ihr Hals war zu trocken. Sie brachte keinen Ton heraus.

Der falsche Engel nickte verstehend und hielt ihr einen Becher an die spröden Lippen. Wohltuend rann der heiße Tee, der nach Salbei und Baldrian schmeckte, ihre Kehle hinab.

»Du hast uns einen ganz schönen Schrecken eingejagt«, fuhr die sanfte Stimme fort. »Wie heißt du und was ist dir zugestoßen?«

Sie zuckte hilflos mit den Schultern. Offenbar hatte der Pförtner es sich anders überlegt und sie doch hinter die Klos-

termauern geholt. Aber ihren Namen und ihre Geschichte durfte niemand erfahren.

»Wo ... wer ...?«, brachte sie unter Anstrengung hervor.

»Du bist im Kloster Tannhöhe. Ich bin Gunthild, aber alle nennen mich Hilda. Kannst du dich an deinen Namen erinnern?«

Sie schüttelte nur sacht den Kopf, als würde die Lüge dadurch weniger schwer wiegen.

»Der Pförtner hat dich halb erfroren vor dem Tor gefunden.« Hilda beobachtete sie wach und aufmerksam.

»Wie lange bin ich hier?«, krächzte sie, um Zeit zu gewinnen. Vielleicht war sie immer noch in Gefahr.

»Zwei Tage. Du hast geschlafen wie ein Murmeltier. Wir haben uns alle Sorgen gemacht. Jetzt, wo du wach bist, werde ich die Magistra holen.«

Der Schreck fuhr ihr heiß durch die Glieder. Sie sah Hilda verständnislos an. Was, wenn es hier doch jemanden gab, der sie erkannte? Sie versuchte, sich selbst zu beruhigen. Soweit sie wusste, musste ihr Dorf keine Abgaben an das Kloster zahlen. Es gab also keine Verbindungen zwischen ihnen. Insofern konnte es nur mit dem Teufel zugehen, wenn sie ihre Herkunft herausfänden.

Hilda griff nach ihrer Hand und drückte sie kurz. »Du musst dich nicht sorgen. Die Magistra ist eine wundervolle Frau. Sie wird sich schützend vor dich stellen, was immer dir auch zugestoßen sein mag. Hier bist du in Sicherheit.«

Die gut gemeinten Worte beruhigten sie nicht. Sobald ihr Vater dahinterkäme, dass sie noch lebte, würde sie niemals in Sicherheit sein. Sie hatten sich im Streit getrennt und nur er konnte es gewesen sein, der die Männer auf ihre Fährte gesetzt hatte. Offenbar wollte er lieber ihren Tod, als dass sie sich mit einem Mann verband, der ihm nicht genehm war.

»Sieh an, unser Findelkind ist aufgewacht. Hilda, lauf zur Magistra, während ich versuche unser Vögelchen zu füttern.«

Eine Frau im mittleren Alter lächelte sie an. Sie war gekleidet wie Hilda, allerdings bestand ihr Schleier aus einem schwarzen Tuch. Entsetzt starrte sie der Frau ins Gesicht. Die Nasenspitze war verstümmelt, ebenso fehlte der untere Teil der linken Ohrmuschel.

»Die Arme kann sich an nichts mehr erinnern«, erklärte Hilda der anderen mitleidig. »Das hier ist Schwester Almut. Sie kümmert sich um die kranken Frauen.« Hilda erhob sich und sah sie aufmunternd an. »Ich bin gleich mit der Magistra zurück.«

Die junge Frau senkte verlegen den Blick auf die braune Woldecke, die sie wärmte. Es war ihr peinlich, die missgestaltete Frau angestarrt zu haben. Sie musste sehr Schlimmes erlebt haben.

»Deren Hand legte sich fest auf ihre und drückte sie kurz. Mach dir keine Gedanken. Ich bin es gewohnt, dass die Menschen bei meinem Anblick erschauern.«

Schwester Almut lächelte immer noch. Sie bückte sich neben das einfache Bett und hob eine Holzschüssel auf, in der ein Löffel steckte. Doch als diese sie füttern wollte, schüttelte das Mädchen den Kopf.

»Danke, aber ich brauche keine Hilfe.«

»Wie du meinst.« Sie drückte ihr die Schüssel in die Hände, blieb jedoch auf der Bettkante sitzen. »Du hast großes Glück gehabt, dass du noch lebst.«

Schwester Almut blickte sie durchdringend an. Schnell schob sie sich einen Löffel voll Getreidebrei in den Mund, um nicht antworten zu müssen. Der Brei schmeckte ebenso fade wie zu Hause, nur dass hier die Portion ein wenig größer war.

»Du bist zäh«, stellte die Frau fest. »Du wirst darüber hinwegkommen, was dir angetan wurde.«

Auf ihren erschrockenen Blick hin, fuhr Schwester Almut fort: »Ich leite hier das Infirmarium und habe schon einiges in meinem Leben gesehen. Du hast dir deine Verletzungen nicht selbst beigebracht. Außerdem vermute ich, dass du ein Kind erwartet hast. Das kann aber nicht erst vor zwei Tagen in dir herangewachsen sein. Es stammte also nicht von denjenigen, die dich überfallen haben. Auch wenn das nicht heißen soll, dass dir nicht auch in dieser Hinsicht Gewalt angetan wurde.«

Sie biss sich auf die Unterlippe, bemüht, die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken. Sie hatte das Letzte verloren, was ihr von Julian geblieben war. Sie aß einen weiteren Löffel voll Brei und schwieg.

Schwester Almut seufzte. »Wie dem auch sei, über dein weiteres Schicksal entscheidet die Magistra. Ach, da kommt sie gerade.«

Es waren deutlich sich nähernde Schritte zu hören. Der Vorhang, der das Infirmarium gegen den dahinter liegenden Raum abschirmte, wurde zurückgeschlagen. Hilda hielt ihn beiseite und die Magistra von Tannhöhe trat forschen Schrittes an ihr vorbei in den Raum. Sie nickte Schwester Almut kurz zu, ehe sie neben der Bettstatt der Kranken stehen blieb. Auch sie trug einen Habit aus weißer Schafwolle mit dunklem Schleier. Der Blick ihrer fast schwarzen Augen in dem schmalen Gesicht war unergründlich.

»Wie heißt du?« Ihre Zungenspitze schlug beim Sprechen leicht gegen die Zähne, sodass es klang, als würde sie ein wenig zischen. Wie die anderen, erntete auch sie nur ein hilfloses Achselzucken.

»Bist du unserer Sprache mächtig?«

»Bin ich.«

»Gut, wenn du dich an nichts erinnern kannst, brauchst du zunächst einmal einen Namen. Irgendwie müssen wir dich ja rufen. Lass mich kurz überlegen.« Die Magistra runzelte die Stirn. »Du bist vor zwei Tagen hier aufgetaucht, das war der 10. Tag des Christmonats, an dem wir die Heilige Eulalia verehren. Das ist ein guter Name für dich.«

Sie schüttelte entschieden den Kopf und trank erneut einen Schluck von dem Tee. »So möchte ich nicht heißen.« Die ältere Frau hob ob der aufmüpfigen Antwort eine ihrer dunklen Augenbrauen.

»Magistra, darf ich etwas sagen?«, warf Hilda ein.

Auch ihr warf die Magistra einen tadelnden Blick zu. »Hast du das nicht gerade getan?«

Doch Hilda ließ sich nicht beirren. »Die Heilige Eulalia wird auch Laya genannt. Vielleicht würde der Name besser zu ihr passen.«

»Laya gefällt mir«, warf die Verletzte schnell ein.

»Dann wäre das geklärt«, stellte die Magistra zufrieden fest, ehe sich ihr Gesichtsausdruck verdüsterte. »Weißt du noch, wie du hierhergekommen bist?«

»Ich kann mich nur erinnern, dass ich mich bis ans Tor schleppte und klopfte. Der Pförtner wies mich zunächst ab, als ich um Hilfe bat.«

Die Magistra wirkte überrascht. »Was geschah dann?«

»Er schloss die Luke. Ich war verzweifelt und schrie in meiner Angst, Gott würde ihn für meinen Tod zur Rechenschaft ziehen. Dann verlor ich das Bewusstsein.«

Laya sah der Magistra ihren Zorn an der zitternden Nasenspitze an, die ein wenig nach oben gebogen war. In ihre Augen trat ein wütendes Funkeln und sie atmete zweimal tief durch, ehe sie scheinbar gelassen antwortete: »Zum Glück für dich hat er sich besonnen. Die Männer hier sind schon etwas eigen-

artig. Du wirst jedoch kaum welchen begegnen, obwohl es sich bei Tannhöhe um ein Doppelkloster handelt. Jetzt ruhe dich noch ein wenig aus. Ich erwarte dich morgen nach der Kapitelversammlung in meinem Sprechzimmer. Dann werde ich dir mitteilen, wie es mit dir weitergeht.«

Die Magistra winkte Schwester Almut ihr zu folgen und verließ den Raum.

Hilda ließ ihren Blick verstohlen über die drei anderen, momentan leeren Lager streifen und lauschte, als wollte sie sicher gehen, dass sie jetzt mit Laya allein war. Sie ließ sich auf der Kante der schmalen Bettstatt nieder und flüsterte: »Ist es wahr, dass du mit Bruder Eberhard gesprochen hast?«

»Falls du den Bruder von der Pforte meinst, so war unser Gespräch recht einseitig.« Laya führte einen weiteren Löffel Brei zum Mund.

Hilda beugte sich ein wenig vor. »Was glaubst du, weshalb die Magistra so zornig wurde? Sie kann den Alten ohnehin nicht leiden und jetzt ertappt sie ihn bei einer so dreisten Lüge. Er hat nämlich behauptet, ein Geräusch vor dem Tor, das wie ein leidvolles Stöhnen klang, habe ihn dazu gebracht nachzusehen. Als er dich dort im Schnee liegen sah, erinnerte er sich an die Caritas und ließ dich hereintragen.«

»Caritas?«, wiederholte Laya verständnislos.

»Die helfende Liebe, eine der christlichen Tugenden neben Glaube und Hoffnung.«

»Du meinst Barmherzigkeit?«

Hilda nickte. »Die gehört auch dazu.«

Layas Lippen wurden schmal. »Wie gut, dass ich Bruder Eberhard daran erinnert habe. Er hatte es glatt vergessen. Bevor ich ihm mit dem Verlust seines Seelenheils gedroht hatte, habe ich ihn gefragt, ob er es barmherzig nennen würde, eine

Hilfe suchende Frau abzuweisen und sie dem sicheren Tod auszusetzen.«

Hilda schmunzelte. »Damit hast du dir seine lebenslange Feindschaft zugezogen. Aber mach dir nichts draus. Er gehört zu den Männern hier, die eine Frau schon deshalb hassen, weil sie eine ist.«

»Die Magistra meinte eben, ich würde kaum einen der Männer sehen. Aber wie kann das sein, wenn sie doch auch hier leben?«, fragte Laya neugierig. In ihrem Dorf wurde allerlei erzählt und Vermutungen angestellt, wie Männer und Frauen miteinander umgingen. Teils war von unzüchtigen Gelagen die Rede. Es sollte sogar einen geheimen Acker geben, auf dem heimlich, um die Schande zu vertuschen, alle Neugeborenen verscharrt wurden, die niemals das Licht der Welt hätten erblicken sollen.

Der Winter in den Bergen war lang und die Menschen vertrieben sich die Abende regelmäßig mit dem Austausch von Geschichten.

Das schien auch Hilda zu wissen. Jedenfalls verblasste das Grinsen und sie sah Laya ernst an. »Brüder und Schwestern leben strikt getrennt. Beide haben ihren eigenen Gebäudebereich. In der Kirche nehmen wir nur an der täglichen Messe gemeinsam teil, aber wir sehen uns nie. Die Stundengebete verrichten die Männer dort allein. Lediglich die Magistra muss manchmal mit dem Abt sprechen, der unser gemeinsames Oberhaupt ist. Dabei ist sie aber nie allein, sondern wird immer von zwei älteren Ordensmitgliedern begleitet, ebenso wie er. Wir Frauen leben in strenger Klausur und haben keine Verbindung nach draußen. Nur die Männer dürfen das Kloster verlassen, sie betreiben auch den Handel, von dem wir leben.«

»Aber in der Kirche müsst ihr euch doch sehen, wenn ihr gemeinsam die Messe besucht«, stellte Laya fest.

Zu ihrer Verwunderung schüttelte Hilda den Kopf. »Wo denkst du hin? Unser Bereich ist von dem ihren mit Tüchern getrennt, damit ja kein Blick gewechselt werden kann.«

»Immerhin hört ihr euch, wenn ihr Gottes Lob singt«, wandte Laya ein.

»Du hast ja merkwürdige Vorstellungen.« Hilda grinste kurz, ehe sie traurig sagte: »Das Singen ist uns Frauen verboten. Es könnte die Männer zu sündigen Taten verleiten.«

»Singst du gerne?«, hakte Laya nach.

Hilda gab das seufzend zu. »Wäre Tannhöhe ein reines Frauenkloster, wäre das auch möglich. Aber solange wir uns die Kirche mit Männern teilen müssen, darf es eben nicht sein. Die Magistra achtet sehr gewissenhaft auf alle Regeln. Der Bruder, der dich gestern ins Infirmarium getragen hat, war der erste junge Mann, den ich je hier gesehen habe.« Ein verschmitztes Funkeln trat in ihre Augen. »War schon ein netterer Anblick als Bruder Eberhard oder Abt Elmar.«

»Als Novizin darfst du so etwas sicherlich nicht einmal denken.« Laya ließ den Löffel zurück in die Schüssel sinken. »Mich erstaunt, dass du überhaupt dabei sein durftest, wenn es hier sonst so streng zugeht.«

Hilda legte den Zeigefinger an die Lippen. »Sie haben mich tatsächlich rausgeschickt.«

»Aber?«, hakte Laya nach.

Hilda zwinkerte ihr zu. »Der Vorhang hat ein Loch.«

Zum ersten Mal seit sie hier war, fühlte Laya Belustigung in sich aufsteigen. Hilda war erstaunlich mitteilsam und ganz anders, als sie sich eine Braut Christi immer vorgestellt hatte. Nicht, dass sie Zeit gehabt hätte, solchen Gedanken nachzuhängen. Dafür war auf dem Hof ihres Vaters zu viel zu tun gewesen. Als älteste Tochter war sie für ihre vier jüngeren Geschwister, den Haushalt und die Arbeit im Stall verantwortlich

gewesen. Sie schob die Erinnerung an ihre beiden Brüder und Schwestern beiseite.

»Nicht, dass du jetzt daran denkst den Habit wieder abzulegen«, grinste Laya.

Hilda erwiderte betrübt ihren Blick. »Ich bin keine Ordensfrau und nach dem Willen meines Vaters darf ich auch niemals eine werden.«

»Aber du bist gekleidet wie eine Novizin«, wandte Laya ein.

Hilda seufzte. »Das habe ich allein dem Großmut der Magistra zu verdanken. Ich habe zu Hause gebettelt und gefleht, bis mein Vater schließlich zugestimmt hat, mich bis zu meiner Heirat bei den Prämonstratenserinnen von Tannhöhe unterzubringen. Der Magistra habe ich meinen größten Wunsch anvertraut, Gott zu dienen. Sie lässt mich die Tracht der Konversin tragen, um zu prüfen, ob eine solche Zukunft wirklich das ist, was ich möchte, oder ob ich mich nicht doch nach einer eigenen Familie sehne. »Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt«, sagte sie zu mir.«

»Und was machst du, wenn dein Vater einen Bräutigam für dich findet?«

»Dann muss ich das Kloster verlassen«, antwortete Hilda bedrückt. »Es sei denn, es geschieht ein Wunder. Und dafür bete ich tagtäglich.«

»Kann die Magistra deinen Vater nicht überzeugen, dass du besser hierbleibst?«, fragte Laya arglos.

»Mit Sicherheit versucht sie das, zumal sie sich dadurch erhofft, meine Mitgift für das Kloster zu bekommen. Aber genau die wird mein Vater ihr verweigern.«

»So ist es also. Alle wollen nur dein Bestes - dein Geld«, schloss Laya bitter.

»Ganz so schlimm, wie du es darstellst, ist es nicht«, schmollte Hilda.

»Zahlt dein Vater für deinen Aufenthalt hier?«

Hilda nickte. »Er lässt dem Kloster monatlich eine Summe für meinen Unterhalt zukommen. Sie liegt aber unter dem, was ich ihn kosten würde, wenn ich zu Hause lebte. Nur unter dieser Bedingung hat er überhaupt sein Einverständnis gegeben.«

»Und wenn er die Zahlungen einstellt?«, fragte Laya entsetzt.

»Ich hoffe nicht, dass die Magistra mich dann fortschickt. Sie ist barmherzig, sonst hätte sie dich gar nicht aufgenommen.«

»Zumal ich ihr nicht mal einen halben Pfennig zahlen kann«, ergänzte Laya.

»Oh, mach dir deshalb keine Gedanken. Sofern du bleiben darfst, wirst du deinen Unterhalt abarbeiten müssen.« Hilda grinste bereits wieder.